

Unter Heckenrosen.

Novellette von Selma Lagerlöf.

Ich wünschte, die Menschen, unter denen ich die Sommer verlebte, ließen ihre Blicke auf diese Zeiten fallen. Nun, seit die Kälte und die Dunkelheit gekommen sind, möchte ich ihre Gedanken zu der hellen, warmen Jahreszeit zurückführen.

Vor allem möchte ich sie an die Kletter-Rosen erinnern, welche unsere Veranda umranken, an das feine, etwas undichte Laubwerk der rosa Bengalen, das im Sonnenschein wie im Mondschein sich wie dunkelgraue Schatten auf dem hellgrünen Steinboden abzeichnete und einen leichten Spitzenschleier über alles, was draußen lag, hinstreifte, sowie ihre großen, hellen Rosenblumen mit den zerlappten Rändern.

Andere Sommer erinnern mich an Kleewiesen oder Birkenwälder oder an Kiefern- und Beerenbüsche, aber dieser Sommer hat seinen Charakter von den Kletter-Rosen bekommen. Die hellen, zarten Knospen, die weder Wind noch Regen vertragen, die leicht wehenden hellgrünen Jahreshölzlinge, die sanftgebeugenen Stämme, der uppige Reichtum an Blüten, die munter summenden Insektenhaaren, all das wird mir in der Erinnerung bleiben und in seiner ganzen Pracht vor mir stehen, wenn ich an den Sommer zurückdenke, den schönen, herrlichen, kurzen Sommer.

Nun, da die Arbeitszeit gekommen ist, fragt man mich oft, womit ich den Sommer verbracht habe. Damit entschwindet alles andere meiner Erinnerung, und es kommt mir so vor, als hätte ich Tag aus, Tag ein auf der Veranda hinter den Kletter-Rosen geessen und ihren Duft und den Sonnenschein eingeatmet. Was that ich denn da? Ach, ich sah zu, wie Andere arbeiteten.

Da war eine kleine Tapezirbiene, die vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen arbeitete. Aus den weichen grünen Blattstücken zog sie mit ihren scharfen Kinnbäden ein kleines, zierliches Oval aus, rollte es so zusammen, wie man eine richtige Tapete zusammenrollt, und flatterte, die theure Last an sich gebückt, davon, fort zum Veil und setzte sich auf einen elken Baumstumpf nieder. Dort vertiefte sie sich in dunkle Gänge und geheimnisvolle Galerien, bis sie endlich den Grund eines lichterleuchtenden Schachtes erreichte. In seiner unbekanntem Tiefe, in die sich weder Ameisen noch Tausendfüßler jemals hineingewagt, bereitete sie die grüne Blattrolle aus und bedeckte den unebenen Boden mit dem schönsten Teppich. Und als der Boden bedeckt war, kam die Biene wieder nach neuen Blattstücken, um die Wände des Schachtes zu bekleiden, und arbeitete so rasch und eifrig, daß es bald kein Blatt mehr an der Rosenbede gab, das nicht einen ovalen Auschnitt hatte, der lewis, daß er hatte zur Ausschmückung des alten Baumstumpfes beitragen müssen.

Eines schönen Tages wechselte die kleine Tapezirbiene die Beschäftigung. Sie bohrte sich tief unter die zerlappten Blätter der Kiefernhaare hinein, zog und trank aus Leibsträften in dem schönen Vorrathshause, und so oft sie wohl den Mund voll gesogen hatte, flog sie sogleich davon zu dem alten Baumstumpf, um die neu tapezirte Kammer mit dem klarsten Honig zu füllen.

Aber diese kleine Biene war nicht die Einzige, die da draußen in der Rosenbede arbeitete. Da war auch eine Spinne, eine ganz unvergleichliche Spinne. Sie war größer, als ich jemals eine in einem Spinnengebe gesehen habe, sie war klar, goldgrün mit einem deutlich punktierten Kreuz auf dem Rücken, und sie hatte auch lange, roth- und weißstreifige Beine, alle ganz gleich gezeichnet. Ihr Häutchen die Spinne sehen sollen! Jeden Abend zog sie mit zuckender Genauigkeit, von den ersten, die nur zur Stütze und Befestigung dienten, bis zu den innersten feinen Gewebefäden. Und ihr Häutchen sie längs der schmalen Fäden entlang balancierten sehen sollen, um eine Füge zu greifen oder ihren Thron in der Mitte des Gewebes einzunehmen, geduldig wartend, ohne sich zu rühren, mehrere Stunden lang.

Diese große goldrothe Spinne eroberte mein Herz; sie war so geduldig und so weise. Jeden Tag hatte sie ihren kleinen Zusammenstoß mit der Biene, und immer zog sie sich mit demselben nie verlassenen Takt aus der Affaire. Die Biene, die dicht an ihr vorbeikam, verlor sich wiederholt in ihrem Gewebe. Sogleich begann sie zu rufen und zu summern, sie geriet an dem feinen Gewebe und abgedrückt sich wie toll, was natürlich zur Folge hatte, daß sie immer fester und fester hineingeriet, und ihre Beine und ihre Füßchen sich in dem klebrigen Gewebe verwickelten.

Sobald die Biene matt und wie gelähmt sich sah, kam die Spinne darauf zugetreten. Sie hielt sich immer in entsprechender Entfernung, aber mit der äußersten Spitze eines ihrer eleganten, rothstreifigen Beine gab sie der Biene einen kleinen Stoß, so daß sie in dem Gewebe herumgeschwenkt wurde. Und wenn die Biene wieder gesummt und sich müde gerast hatte, bekam sie wieder den sanftesten Knuff und dann noch einen und noch einen, bis sie wie ein Kreis in die Runde fuhr und in ihrer Raserei von sich selbst nichts wahrnahm und so verirrte wurde, daß sie sich nicht vertheidigen konnte. Aber bei diesem Herumschwingen wurden die

Fäden, die sie festhielten, immer mehr zusammengebrochen, und die Spannung wurde schließlich so groß, daß sie rissen, und die Biene zu Boden fiel. Ja, das war es natürlich, was die Spinne gewollt hatte.

Und dieses Kunststück vollführte die Biene jeden Tag für Tag, so lange die Biene an der Rosenbede arbeitete. Niemals lernte die kleine Tapezirerin, sich vor dem Spinnengebe in Acht zu nehmen, und niemals wurde die Spinne zornig oder ungeduldig. Ich hatte sie wirklich gern, die Biene, die kleine, eifrige, raube Arbeiterin wie den großen, schlauen, alten Jäger.

Es kamen keine großen Ereignisse vor in dem Häuschen mit den Kletter-Rosen. Durch das Spalter konnte man den kleinen See liegen und gegen die Sonne blinken sehen. Und es war ein See, der zu klein war und zu eingeschlossen, um sich in wirklichen Wellen erheben zu können, aber bei jeder kleinen Kräuflung seiner grauen Oberfläche flogen Tausende kleiner Fränken auf, die auf den Wellen spielten und glitzerten, es war, als wenn die ganze Tiefe voll Feuer gewesen wäre, das nicht hinaus könnte. Und ebenso war es auch mit dem Sommerleben dort draußen, es war gewöhnlich so still; aber kam nur die allerfeinste Kräuflung, o wie konnte es dann schimmern und glitzern!

Und es bedurfte keiner großen Dinge, um uns froh zu machen. Eine Blume oder ein Vogel konnte uns für mehrere Stunden beleben, um nicht erst von unserer Biene zu reden. Ich werde niemals vergessen, wie herzensfroh ich einmal um ihre Willen wurde.

Die Biene war drinnen in dem Spinnengebe gewesen, wie gewöhnlich, und die Spinne hatte ihr, wie gewöhnlich, geholfen, sich zu befreien, aber die Biene hatte sich so fest gebreht, daß sie ungewöhnlich lange herumirren mußte und ganz jähm und gebändigt war, als sie endlich davonfliegen konnte. Ich beugte mich vor, um zu sehen, ob das Spinnengebe großen Schaden genommen hatte. Das hatte es alludhigweise nicht, aber statt dessen sah eine kleine gelbe Larve im Gewebe fest, ein kleines, fadenförmiges Thierchen, das nur aus Kiefern- und Föhrenbestand, und ich wurde ganz aufgeregt, wirklich ganz aufgeregt, als ich das sah.

Kannte ich sie nicht, diese Mattfäfer-Larven, die zu Tausenden auf ihren Blumen kriechen und sich unter ihren Kronblättern verbergen. Kannte ich sie nicht und bewunderte sie auch, die eifrigen, schlauen Parasiten, die verborgen sitzen und warten, nur warten, wenn es sein muß, wochenlang, bis eine Biene kommt, in deren gelblich-schwarzen Pelz sie sich verbergen können. Und wachte ich nicht von ihrer abschließlichen Gefährlichkeit, gerade dann, wenn die kleine Fellenbauerin einen Raum mit ihrem Honig erfüllt und auf der äußersten Fläche ein Ei gelegt hat, aus dem der richtige Besitzer der Zelle und des Honigs herauskommen soll, gerade dann auf das Ei hinabzutreten und eifrig balancierend auf diesem wie auf einem Boot sitzen zu bleiben; denn wenn sie in den Honig fiel, würde sie ertrinken. Und während die Biene das fingerartige Nest mit einem grünen Dach zugebuddelt und vorwärts wieder ihr Junges einbettet, reißt die gelbe Larve mit scharfem Riefer das Ei auf und verzehrt dessen Inhalt, worauf ihr die Eierschale als Jagetzug auf dem gewaltigen Honigsee dienen muß.

Aber allmählich wird die schmale, gelbe Larve breit und groß und kann selbst auf dem Honig schwimmen und davon trinken, und wenn die Zeit vollbracht ist, kommt ein dicker, schwarzer Käfer mit Flügeldecken aus der Bienezelle herausgetreten. Aber das hat diese kleine Biene sicher nicht mit ihrer Arbeit erreichen wollen, und wie schlau und behende sich auch der Käfer benommen, ist er doch nichts weiter als ein fauler Parasit, der keine Vornberzigkeit verdient.

Und meine Biene, meine liebe, kleine, fleißige Biene war mit solch einem gelben Schmarotzer im Pelze umhergeschwungen. Aber während die Spinne sie hatte herumirren lassen, hatte die Larve losgelassen und war in das Spinnengebe hineingefallen und nun kam die große, goldrothe Spinne und biß sie mit ihrem Giftbissen und verwandelte sie in einem Augenblick in ein lebloses und inhaltsloses Stelet.

Und als die kleine Biene wiederkam, war ihr Summen wie ein Lobgesang an das Leben:

„O du schönes Leben!“ sagte sie. „Ich danke dir, daß mir die lustige Arbeit unter Rosen und im Sonnenschein zum Lebensloos geworden. Ich danke dir, daß ich dich ohne Angst und Furcht genießen kann. Wohl weiß ich, daß Spinnen lauern und Mattfäfer stehen, aber mir gehört die lustige Arbeit und muthige Sorglosigkeit. O du schönes, Leben, o du herrliches Dasein!“

Sonderbare Geschichten.

Von Alfred Friedmann.

In unserer Tischgesellschaft stritten wir uns wieder einmal über die verschiedenen Normen und Richtungen der Literatur.

Alle und Junge verteidigten ihre Meinungen. Der eine meinte, Alles, was nicht in den letzten sechs Jahren entstanden sei, wäre Varietä.

Dagegen wies ein zweiter auf den starken Abfall der Klassiker und gewisser Modeschriftsteller hin.

Ein dritter meinte, es seien die Leser verschieden, wie die Blätter im

Walde und Alles könne nebeneinander bestehen.

Ein junger Franzose äußerte, jede Richtung dauere 10 bis 20 Jahre, denn käme die Abklüftung.

Endlich kam ein lehrer an: „Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, die Sie unter welche Kategorie immer einreihen können! Sie ist nur bißchälchen wahr.“

Das alte Geschlecht der dunaufischen Bräutragen zu Dobna bei Birna in Sachsen hat heute noch Ausläufer, die aber nicht der Öffentlichkeit aufstehen, sondern in strahlender Verborgenheit nur um so werthvollere Blüten treiben.

So wuchs auf einem bald verfallenen Landhof, inmitten wasser- und hügelreicher Gegend, die Richte eines längst bearbeiteten Dohna, dessen An auf Schloß Coppet am Genfersee gelehrt, bei einer frommen, fast abergläubischen Kastellansfamilie heran. Das Mädchen hieß Feodora. Sie war mehr hübsch als schön; sie alich in der alterthümlichen Umdehung des jopfigen Bartes mit den verwitterten Sandsteinstatuen, den moosbedeckten Bänken und Baumstämmen mehr einem Meißner Porzellanfräulein, einer Dame vor Lauret oder Batteau, als einer antiken oder oana modernen Gestalt.

Ihr war wohl, wenn sie im Freien mit einem guten Bude sitzen und dem Gesange der Vögel des Bartes zuhören konnte. Die Weisen gebörten keiner Vergaonenheit an, so lange sie auch schon mit jedem Lenze wiederholt wurden, und bei den Narzissen- und Leuchtobjekten noch es nicht nach Gruff und Moder, wie in den endlosen Winterabenden in den hohen, unmooslichen schwer heizbaren Räumen des alten Guleenestes.

Von den Wänden herab starrten die kleine Sommertaube alte Abenbilder an, Männer mit unmodischen Röfen und Perücken, Frauen in Maria Sturt-Krausen und Reifröden — Alles unschön, kranastigend, aefenstehend.

Besonders ein altes Weib mit einer Habichtsnose, der teufelich Königin Elisabeth von England ähnlich, drohte ewalich nach dem Sieh der lieblichen Feodora herab und in den langen Traumeräumen, zu denen ihr, der Einsamen, so viele freie Zeit blieb, bildete sich das Wleoeind des arauen Kastellans ein, die schweißliche Herrscherin zu sein, von der neidischen Kolligin auf dem Thron hier in einem anderen Holz Hof absefanan gehalten, aemartigt zu werden, bis endlich ihr auch schöner Hals auf dem Schoof von ihrem süßen Hauptlein getrennt würde. Seltenerweise redeten der areife Kastellan und sein beschränktes Weib dem furchtsamen Kinde die Anst nicht aus, sondern erzählten ihm allerhand areuliche Geschichten von der „alten Tante“, die über der Wand hina, so daß Feodora den Unmensaal nur mit Gruseln betrachtete.

Aber diese Ketten nahmen ein plötzliches Ende.

Ein Gutsnadbar, ein Grobgrundbesitzer, Guao von Ende, sah das Mädchen mit dem goldenen Köpfchen, den rothen, gefunden Wanaen und den trauerlichen Blauwangen eines Tages mit einem großen Hunde im Garten spielen, und ihre Grazie und Bunte nahmen den harten Mann aefanan. Er sprach zu ihr über das Parlatier Feodora, die mit dem abschredenden Bilde hoch oben am Thirportal lcken mußte, sah nicht ein, warum sie nicht auch ein al einem oewinnenderen und lebendigeren Wesen Red' und Antwort stehen, mit ihm in Verkehr treten sollte.

Die Kraft lieh es, die Schwache zu nenden; diese blieb keine Antwort schuldig und aus Scherz und Spiel ward Ernst.

Die kleine Feodora verlobte sich mit dem starken Guao. Die Verwandten, die Erzähler hatten keine Einsprache zu erheben, denn der Werbende war abelig reich und anesehen, und die hübsche Feodora, am Ausgang der Neunzehn, erschien zwar als ein Schach von Tugenden, doch außer ihrer beaute du Diabie bejah sie sonst der Schäge dieser Welt nicht allzu viele.

Als der Bräutigam nun öfters bei der Kastellansfamilie vorsprach und sie Abends bei Thee oder einer Vektüre, in einem Kartentisch beisammen sahen, bemerkte Guao Feodoras schuen Bild aus ihren kindlichen Rebaugen nach dem fatalen Bilde hin.

Er fragte und sie beidete.

Da sprach er in ein Gelächter aus — das erste Lachen von ihm, das Feodora unananehm berührte — und sagte:

„Aber Kind: Überaloben bei meiner Frau! Die tobtin Dinae können uns nichts anhaben, die Lebenben nur sind zu fürchten.“

Feodora schlaue die Augen um so lieber nieder, als sie die alte Tante damit aus dem Gedächtnisse verlor.

Das Vermählungsfeft wurde mit großem Aufwande aefeiert. Eine lauge Tafel alanzte weiß und silbern im Speiseaal, dessen dem trohen Ramin von Bräuge radobebilte Feuerstättmächtige Scheite aus den Dohnaschen Kofken erhellten.

Nach Tische wurde man ausgelassen, man tanzte, man hauchte sich und heiter wurden, schlückete Feodora lachend, wie ein schenes Red ausstiegender, in den Abensaal. Der Mond schien durch die hohen Bogenfenster und ein fahler Strahl fiel auf die Habichtsnase, die Gulenauagen der „alten Tante“. Feodora lieh einen Schredensschrei aus, Guao beantwortete ihn von drinnen mit einem Lachen, und hielt die Thür zu.

„Guao, mach auf, ich fürchte mich, Ich verberge vor Anst!“

„Mein Weibchen darf keine Furcht kennen!“ Feodora schlaue mit beiden Händen an die Thür.

Da aab der rothie Radel nach, das schwarze Bild fiel mit oepentlichem Geräusch herab und zerstücktete Feodoras Schadel.“

„Eine bunnne, altmodische Geschichte, ohne „Schuld“ für die Sühne. Sie ist leicht zu klassifizieren, sie gehört in das Reitalter Tiechder Romanistik.“

„Aber sie ist buchstäblich wahr und nicht später als aestern passirt.“ Man lachte, frött, eiferte sich.

Da sagte ein junger Lieutenant: „So einfach liegen solche Dinge doch nicht.“

„Ich hatte iunast Quartier in einem ähnlichen alten Schloffe. Es war bei den letzten großen Manövern. Die Hausfrau that uns alle Ehren an. Ich schlief in einem trohen, kalten Zimmer und mir aegenüber hina das Abensbild eines häßlichen Weibes. In der Nacht war mir, als stiege jener Gegenast unserer schönen Wirtbin zu mir herab und verlanete von mir, ich solle mit ihr fliehen. Ich stiech aräthliche Schreie aus, ich hand, halb angefleidet, auf und holte meinen Säbel. Mir war, als stände ich einen Weistamp mit jener mittelalterlichen Heze. Mein Geschrei mußte aehöri worden sein, es kamen Diener, und man fand mich, in Schweiß erabedet, das Schwert in der Hand, im Bette liegend — das alte Bild mir aegenüber zeigte einen lafenden Hieb, der Stirn und Brust in der Leinwand aespaltete.“

Nach einer Pause sagte der Franzose höflich und mit großer Zurückhaltung: „Sollten Sie nicht verächtliche hart Weine getrunken haben?“

Da erwähte ein Anbeter: „Wir waren in Garnison in B... Dort lebte ein wunderöches Mädchen, in das wir Alle verliebt waren. Mein bester Freund war Fritz von Vordardt, sein Bild hina über meinem Bette an der Wand. Wir liebten beide das herrliche Kind von B... Wir entzweien uns irerthalben und es kam zum Duell.“

Nu der Nacht vorher sah ich mich oana deutlich auf dem Kampfplatze dem Freunde aegenüber. Wir foatien und Fritz fiel von meiner Hand, mein Deaan aing ihm oerade durch die Lunge — im Treume.“

Als ich am andern Morgen vor dem wirklichen Duell erwachte und mich im Zimmer umfah, fand ich des Freundes Bild in der Verzaaend von einem tiefen dreieckigen Stiche laffenen.

Das wirtte so auf mich, daß ich des Duell beistehende, denn ich war aewiß, einen Menschen, meinen besten Freund, zu tödten. Wohin wollen Sie diese Geschichte thun?“

„In den Lebriolen!“ saate Jemand, und wir standen auf.

Alles schon dagewesen!

Von einem Frankfurter Leser wird dem „Frankfurter Generalanzeiger“ aefchrieben: Die Wiener „Neue Freie Presse“ kündigt an, daß Professor Eduard Buch: „Theorie über die Geschlechtsbestimmung“ jetzt erschienen ist.

Als ob mit dieser „Theorie“ wirklich etwas Neues aebracht würde! Schon vor 50 Jahren hat ein Frankfurter Arzt, Dr. S., festgestelt, wie das Geschlecht des werdenden Menschenkinde mit aller Sicherheit vorauszufagen ist, owohl noch zu jener Zeit, als Chemie und verwandte Wissenschaften noch in den Bindeln lagen, er nicht die Mittel aneaben konnte, durch welche eine direkte Einwirkung auf die Geschlechtsbildung zu ermöglichen. Man muß aber jenen Dr. S. als Vorfänger aekants aalten lassen, und somit unserm Frankfurter die Priorität des Gedankens wahren. Die Sache trua sich folandermaßen zu: War da ein Goebaar aus Altfrankfurter Stamm, allüchlich im häußlichen Kreis, im Besitz des nöthigen Kleingeldes und zweier prächtigen Töchterchen, — also zuhrieben, wie Menschen nur sein können. Das heißt, — einen Wunsch hatten sie noch, und dazu einen sehr arhen: — sie wollten auch eine Tugent! Vom ersten Moment ab, da neue Hoffnungen blühte, drehte sich Alles nur um diesen Wunsch. Mann und Frau hielten sich Raths in der Familie, sowie bei alten Weibern: die Auskünst olich aber stets den aewidrigsten Dratelfrüchen. Nichts Gewisses wußte man eben nicht! Da wurde beschloffen, den jorialisn Hausarzt Dr. S., der Frauen- und Kinderdokter, der auch einil dieses Goebaar zuerst begrüßte, als sie das Licht der Welt erblickten — über diese intimste Angelegenheit zu konsultieren. Er, der gelährte Mann und erfahrene Praktiker, mußte es wissen. Dr. S. ward aefufen. Man trua ihm den Rufus vor, die junge Frau erst schüchtern und schwegeleind, dann mit erklärlchen Thränen der Rührung, — der Mann, wohl aachast, aber mit Hinweis auf die langjährige Freundschaft des Arztes und auf das große Vertrauen, welches man seinen Aussprüchen entgegenbrachte. „Lieber Doktor, kenne Sie denn gar nicht saae, ob's e Bub oibt? 's war 's so lachen bei unsre zwei Weiber, und der Grobater wußte auch nie de Stammhalter aelwe!“

Dr. S. ward böfe. „Aber Kindstepp!“ wie kann e Mensch wisse, ob's e Bub oibt e Ramelle aiebt!“ — „Ach, lieber Doktor, Sie wisse doch Alles!“ ward ihm entaenaehalten. — „Sie wolle 's nor nicht saae!“ — „Aber, ich biß! Sie drum, alodiee Herr Doktor!“ beschwor ihn die junge Frau mit aller ihr zu Gebot stehenden Liebendürigkeit. Dr. S. ward gerübet, nahm den Silberkopf seines Stodes

zwischen die Zähne und sann eine Weile nach; — das Goebaar wartete in fieberhafter Erregung. Endlich hob Dr. S. den Kopf; sein lächelndes Gesicht beriech Goebärnne. Er aing in das nebenan belegene Schlafzimmer der Familie, kam nach wenigen Minuten zurück, reichte dem Gatten die eine Hand, während er mit der anderen das Kinn von Madame umfakte, und sprach: „Ich will's Sie saae, — awei frene unner uns, sonst!omme m'r alle Weiber an Mitter über den Hals!“ — Das Goebaar verthor sich hoch und theuer, worauf Dr. S. feierlich erklärte: „Eier Wunsch wird erfüllt, — ich oekt mei Wort druff!“

Meinend vor Frei de fielen ihm die Weiden um den Hals. Und wirklich, als die erlösende Stunde schlaue, konnte Dr. S. den allüchlichen Eltern verthunden: „'s is 'n Bub!“ — Der Jubel war arienzenles. Der überbelige Papa bestie sefert von Freund Doktor erfahren, woher dieser es so genau gekußt, woran er das aesehen, warum es nicht „e Mädchen“ aeworden, und was dergleichen wiskbeaterie Erklündungen meist sind. Dr. S. verapach Aufklärung, sobald die junge Mutter wieder mobil. Vier Wochen lang hielten die Gatten ihre Keuaerde jurüch, dann aber, als Dr. S. wieder einmal nach dem kleinen Erdbürger sah, plagten sie los. „Heut, lieber Doktor, miße Sie uns saae, woher Sie das aewußt, um was Sie in unfernen Schlafzimmer aemacht haben!“ — Das Gesicht des Arztes ward noch ver schämter, als es sonst war. Er nahm die Frau am Arm, den Mann an der Hand und führte sie in das Gemach: „Nun kenne doch meine trüthliche Hand aarf?“ — „Gewiß, lieber Doktor!“

„Na, dann kommt emol her!“

Dr. S. ooa den Toilettenspiegel ein nenia von der Wand und zeigte auf dessen Rückseite, wofelbst von seiner Hand aefschrieben stand: „Aach das tritte aiebt e Medche!“ Das Goebaar war verblüfft! — „Was soll des heisse?“ fragten sie „unisono.“ „Erstcht oekt m'r Eier Wort druff.“ — „Dr. Niemand fell e Sterbenswürde erfahre?“ — fielen sie dem Freunde in die Rede. — „Am Goebeitel“, fuhr dieser fort, „Aber miß: m'r diesmol verordere, überall zu verzehe, was ich Sieh jeht saae, damit ich in Zukunft Ruh hab!“ — Das war nun viel leichter, als die Afsage des Schweigens, besondere für die junge Frau, und sie gelobte, dem Verlanen des Arztes im weitesten Umfange zu entsprechen. „Aber Kindstepp!“ fuhr Dr. S. fert, — „Aber haub parub von mir wille wolle, ob's de aewünschte Bub aiebt; — na aue, ich habb aefaat, Eier Wunsch wech erfüllt, um wie das Kerle wirklich da war, habt Ahr mich for 'n Propheet: oekt noch was mehr aehalte! Von dem, was hinterm Spiegel steht, hätt län Meisch ie 'n Sterbenswürde erfahre! Wenn's awer e Mädchen aewese, dann hätt Ahr stundenlang dischputire dirre, daß ich das Goebeil vorherge saae, — ich hätt Sie, wie oach jeht, an de Spiegel aefiehet und aeseht, was ich hinaeschwüre, — daß aach das dritte Kind e Medche aiebt, un oach 'e dem Fall bei ich Recht behalte: Versteht Ahr mich jeht, Ahr Kindstepp!“ — Und heute, nach 50 Jahren, will der Wiener Professor bessere Mittel zur Geschlechtsbestimmung entdedt haaden? Das unfehlbarste Mittel hat jedenfalls Dr. S. erunden!

Die die Schnepfen ihre Wunden heilen.

Es ist bekannt, daß manche Thiere im Besitze ausgesprochen chiruraischer Fähigkeiten sind, indem sie die ihnen zugefügten Wunden und Gliederbrüche selbst verbinden und heilen können. Besonders geschieht hierin scheinen die Schnepfen zu sein, wofür wir die Beobachtungen zweier Autoritäten anführen. Der Naturforscher Fatio in Genf berichtet, daß sich die verwundete Schnepfe aus ihren Federn vermittelst ihres Schabels sehr sinnreiche Verbände aneulegen versteht. Je nach dem einzelnen Fall vertheilt sie es auch sehr gut, auf eine blutende Wunde ein Pfaster zu lenen oder um eines der abgetrohenen Glieder einen Verband zu machen. „Ich oach eines Tages“, erzählt der genannte Gelehrte, „einen solchen Vogel, der auf einer alten Brustwunde ein aus kleinen Klammern, die er sich an anderen Stellen des Körpers herausgeriffen, zusammengefügtes Pfaster trug. Zweimal habe ich Schnepfen heimgabradt, die an einem Fußje einen Verband von herumgewickelten Federn trugen, der von getrocknetem Blute zusammengehalten wurde. Der Verband war ganz genau an der Stelle, wo der Knochen abgetrohen war. Bei einem dieser Vögel war das rechte Bein oberhalb der Fuhrwurzel mit Federn, die vom Bauche und Rücken stammten, fest und ganz frisch verbunden. Beim andern trug die Fuhrwurzel selbst, die übrigens in guter Heilung begriffen war, die Binde, welche den Knochen in seiner Stellung beahrt hatte. Der selbstsamste und zugleich bemitleidenswerthe Fall beaenete mir bei einer Schnepfe, der ich beide Beine abgetrohen hatte und die ich leider erst am folgenden Tag auffinden konnte. Dem armen Thier war es gelungen, an den beiden Bruchstellen Bandagen aneulegen. Einige vom Blute getränkte Federn waren jedoch am Schabel hängen geblieben und hatten den Schabel ausgefleht. Die Schnepfe, die ihre zerstückelten Füße zum Enternen der Federn nicht abdrücken konnte, war fast verhungert und so mager wie ein Nagel.“

Ein anderer Forscher, Herr Ma-

quin, erzählt wie er im November 1859 mit zwei Herren jagte und auf einer bewaldeten Anhöhe eine Schnepfe traf, die sich dort lange vertheilt hielt. Beim Abziehen fehlte man sie, und sie konnte entfliehen; man bemerkte jedoch, daß der eine Fuß der davonfliehenden Schnepfe wie abgetrohen herabhing. Die Jäger schloffen daraus, daß sie schon vorher verwundet worden war. Als einige Zeit darauf dasselbe Thier von den nämlichen Jägern doch geschossen werden konnte, untersuchte man die erste frühere Wunde. Es ergab sich hierbei, daß das rechte Mal das Bein des Thiers in der Mitte der Fuhrwurzel abgetrohen gewesen. In dem sie sich auf die Feder stützte, fügte die Schnepfe die zwei Theile des abgetrohenen Knochens bis zur Anheftung wieder aufammen, und von Federn und Noosfäden war um den Bruch herum ein dicker Wulst gebildet worden. Was aber die Beobachter dieses Verbandstoffes besonders erkennen ließ, das war eine sehr feste Liqatur (Unterbindung), die vermittelst eines platten und trodnen Grashalmes gemacht worden war. Dieser Halm war von der Schnepfe in Form einer Spirale um die zwei Theile des wieder eingerichteten Knochenbruches gewickelt worden. Das Gras, welches unter dem Wulste und dem übrigen Verbande fast verthwand, schien mit einer Art durchsichtigen, leimhaltigen Sechels befähigt zu sein. Da der oberste Punkt des abgetrohenen Fußgelenkes bis zur Anheftung emporragte, so war die Bewegung so gehindert, daß das Glied vollständig fest war. Der Fuß konnte nur noch vermittelst der senkrecht auf den Fußboden gestützten Zehen als Krücke dienen.

Die Verfolgung einer feindlichen Flotte.

um ein Zusammenreffen mit ihr herbeizuführen, gehört, wie die Wiener „N. Fr. Z.“ schreibt, zu den schwierigsten Unternehmungen des Seekrieges. In der Verfolgung der Flotte besteht insbesondere in neutralen Gewässern fast gar keine Nothwendigkeit, und ihre zur Retrospektiv ausgeführte Kreuzer haben bekanntlich ein sehr beschränktes, nicht mehr als zehn Meilen in der Runde reichendes Gesichtsfeld. Eines der drastischsten Beispiele in der Geschichte der Seekriegführung ist die französische Expedition liefert die französische Expedition unter General Bonaparte nach Aegypten. Im Jahre 1798 erhielt der englische Viceadmiral Nelson den Auftrag, den Hafen von Toulon, wo unter dem Kommando des Admirals Brunes die französische Expedition ausgerüstet wurde, zu beobachten und das Auslaufen der Flotte zu verhindern. Den Franzosen gelang es jedoch, den Toulon-Hafen unbemerkt zu verlassen und die Flotte, welche Napoleon und sein Gild trug, steuerte nach den Mündungen Nelson suchte die französische Flotte nun in ganzen Mittelmeere. Er fuhr von Toulon nach Neapel und nach Messina, wo er am 28. Juni anlangte, die französische Flotte aber nicht antraf. Nelson fuhr nach Sizilien zurück und lehrte, als er dort in Erfahrung aebracht hatte, daß die französische Flotte doch schon dorübergeegelt sei, zum zweiten Male nach Alexandria zurück. Endlich fand er die Flotte Brunes' am 1. August in der Bucht von Abetir, griff sie an und vernichtete sie vollständig. Zweimal war Nelson an Brunes' Flotte, die aus dreizehn Einienstücken, vier Freegatten und zahlreichen Transportfahrzeugen bestand, vorübergeegelt ohne sie zu bemerken. Die Verwendung der Dampfkraft für die Fortbewegung der Kriegsschiffe und die Einführung des elektrischen Telegraphen haben auch die Formen der Seekriegführung modifizirt und große Erleichterungen für die Aufstundshaftung und Verfolgung feindlicher Flotten aefchaffen.

Neue Erfindungen.

möchte man eine bekannte Redensart variieren, wenn man wieder und wieder hört, wie oft die geringfügigsten Patente oder Verbesserungen große Geldsummen abwerfen, während den wirklich umwälzenden Erfindungen meist nur geringer Lohn zu Theil wird. So hat ein amerikanischer Patent zur Verfestigung von Glasfenstern dem glücklichen Besitzer mehrere 100,000 Dollars eingebracht, während der Erfinder eines mit Mechanik versehenen Agentenpostes jährlich etwa 20,000 Dollars verdient. Eine neue Art von Derschwendknopf hat gegen 50,000 Dollars aebracht, und der ingenieure Verbesserer der Sicherheitsnadel kann hoffen, aus seiner Erfindung ein ungeachtes Vermögen zu ziehen. Die zufällig gemachte Erfindung des jeht jährlich für mehrere Millionen Flaschen gebrachten Drahtverschlusses ist gleichfalls zu einer Quelle des Reichthums geworden, ebenso wie die wellenförmig gewundene Haarnadel, die von dem Gatten einer Dame eingeführt wurde, der einst zufällig sah, daß seine Frau eine Haarnadel umboa, um sie vor dem Herausfallen zu sichern.

Zwei junge Mädchen.

„Würdest Du Dich ärgern, wenn Greta Meier sich eher verlobte, als Du?“ — „Ach nein, so intim befreundet sind wir doch gar nicht.“

Am Zweifel.

Gauner (einen Verlobungsring in seiner Beifaltasche entwendend): „Donnerwetter, nu weiß ich nicht, hab ich den Ring gestohlen oder bin ich verlobt?“